

Harald Eggebrecht

Kleiner Schritt und großer Wurf

Über die Notwendigkeit von Visionen

Wer Visionen habe, solle zum Psychiater gehen, hat der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt einmal gesagt und damit seine Verachtung bekundet gegenüber jenem von Kommentatoren und Journalisten gern geäußerten Wunsch, Politiker müssten Visionen haben. Helmut Schmidts Ausspruch richtete sich gegen jene, die ihn als jemanden kritisierten, dessen Pragmatismus und Verzicht auf griffige Formeln nur zur gekonnten Erledigung der Tagesgeschäfte reiche.

In Schmidts *Bonmot* steckte die große Skepsis gegenüber all dem, was mit Heilsversprechen, Glückserwartungen und ideologischer Rechtgläubigkeit aufwartet. Von den fanatischen Begeisterungs- und Mobilisierungstürmen berauschter und verblendeter Massen hatten er und viele seiner Generation nach den Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Kommunismus begrifflicher Weise mehr als genug.

Im religiösen Bereich hingegen können Visionen sogar Offenbarungscharakter haben. Johanna von Orléans ist wohl das beste Beispiel dafür. Sie berief sich glaubhaft auf ihre Visionen von Erzengeln und Heiligen, die sie beauftragt hatten, Frankreich von der englischen Herrschaft zu befreien. Noch viele Jahrhunderte später hat sich General de Gaulle auf den Mut und die visionäre Kraft der Jeanne d'Arc berufen, sie war für ihn das wirksame Symbol für ein befreites und starkes Frankreich.

Wie der Fall Johanna von Orléans zeigt, bleibt ein unauflöslicher Rest, der mit dem herrlich schnoddrigen Satz des Alt-Bundeskanzlers nicht abzutun ist. Wünsche, Visionen, Tag- und Nachtträume, nicht zuletzt Utopien gehören letztlich allesamt in das Riesenreich der Fantasie. Sie ist die schöpferische Kraft, mit der

sich Künstler in Literatur, Kunst und Musik eigene, einladende oder auch abstoßende, offene oder rätselhafte Welten schaffen, die sich manchmal heftig gegen die Realität wenden oder sie bewusst ausklammern und kühn transzendieren. Kunst ohne Vision scheint eigentlich undenkbar, denn sie soll ja Neues erfinden, soll mit Ungeahntem, Noch-Nicht-Gewusstem überraschen und den Erkenntnishorizont ihrer Leser, Zuhörer oder Betrachter erweitern. Die Künste sind deswegen nicht einfach harmlos-unterhaltensame Ablenkung vom täglichen Trott, wie viele meinen, sondern in letzter Konsequenz die ernsthafte Verneinung des Alltags, sozusagen das ganz Andere. Große Künstler wurden deshalb nicht selten als eine Art Propheten verstanden oder gar als Beweis des Göttlichen. Nachdem er den Wunderknaben Yehudi Menuhin gehört hatte, sagte kein Geringerer als Albert Einstein, dieses Geigenspiel habe ihm den Glauben an die Existenz Gottes zurückgegeben.

Die Fantasie wirkt aber auch im Alltäglichen. Sie ist die Kraft, mit der sich Familie Jedermann ein besseres Leben ausmalt, vom Eigenheim träumt, oder sich einsame Herzen die große Liebe wünschen. Naturwissenschaftler und Ingenieure brauchen Fantasie für ihre Erfindungen, Entdeckungen und Problemlösungen. Gerade auf diesem Gebiet erwies sich der vermeintlich unbestechliche Realitätssinn jener, die Autos, Flugzeuge, Unterseeboote, Raumfahrt und Fernsehen für spekulativen Unfug oder technikbegeisterte Spielerei hielten, als vernagelte Kurzsichtigkeit.

Immerhin wollen viele Staatsverfassungen nicht bloß als Dokumente hieb- und stichfester politischer Juristerei gelten,

sondern sie melden höhere Ansprüche an. In der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, dem wohl berühmtesten Text dieser Art, ist *the pursuit of happiness*, das Streben nach Glückseligkeit, ausdrücklich als Menschenrecht neben die Freiheit und die Gleichheit aller Menschen gestellt. Wie weit die USA auch von der Umsetzung dieser unveräußerlichen Menschenrechte in der Realität noch entfernt waren und sind, von anderen Teilen der Welt gar nicht zu reden, ist bekannt. Aber Thomas Jeffersons geniale Formulierung vom Streben nach Glückseligkeit hat ihre Strahlkraft nicht eingebüßt, sondern wirkt weiter fort. Ähnliches gilt für den zentralen Slogan der Französischen Revolution »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, der ebenfalls eine Vision, einen Wunschzustand der Welt beschwört, der bis heute wahrlich nirgends erfüllt ist. Die Wunschkraft der drei Begriffe ging trotzdem nicht verloren und wurde keineswegs überflüssig.

Ernst Bloch, der aus den künstlerischen, politischen und philosophischen Debatten heute seltsam verdrängte, wenn nicht gleich vergessene Denker des 20. Jahrhunderts, hat sich sein Leben lang mit den noch unerfüllten, unverwirklichten Träumen und Wünschen beschäftigt, wie sie sich in philosophischen Systemen und Ideen, in gedachten und realen Staatsgebilden, in Religionen und Künsten gezeigt haben und weiterhin zeigen. Die unglaubliche Vielfalt seiner Funde hat er im *Prinzip Hoffnung* zusammengefasst. Es besagt, dass selbst im Scheitern noch jene Wunsch- und Hoffnungspflanze keimt, es beim nächsten Mal oder in der nächsten Generation oder in einer ferneren Zukunft besser machen zu können. Solch utopisches Denken will einem angesichts der heutigen trostlosen Wirklichkeiten, angesichts der globalen Bedrohung durch Klimawandel und Umweltzerstörung, als romantisch-hilfloser Traum erscheinen. Er scheint tatsächlich

eher Helmut Schmidts Sarkasmus zu bestätigen, es handle sich um einen Fall für den Psychiater.

Demnach müssten Pragmatismus und Nüchternheit alltäglicher Politik auch die letzten längst überzeugt haben, die sich bisher Orientierungskraft über den Tag hinaus und visionäre Ziele wünschten, stattdessen aber erleben mussten, wie großspurige Ankündigungen, sei es Mao Tse Tungs »großer Sprung«, sei es der real existierende Sozialismus des ehemaligen Ostblocks, im Desaster endeten. Gleiches gilt für Amerikas fatales Militärabenteuer im Irak, bei dem ein patriotisch-religiöser Verkündigungston Demokratie, Freiheit und Frieden beschwor und doch nur die unheilvolle Arroganz einer fehlgeleiteten Supermacht unter Beweis stellte.

Dennoch, trotz allen politischen Versagens, wie es sinnlose Kriege, Unterdrückungen und die blutige Wiederkehr von Rassismus und Fremdenhass bitter zeigen, behalten die Versprechen, die in Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder im Streben nach Glückseligkeit stecken, ihre Leuchtkraft, durchaus im Sinne von Ernst Bloch. Dabei können auch die Künste, in denen sich Utopisches und Visionäres wohl am Reinsten findet, in den Sog von Verrat und Missbrauch geraten und dadurch beschädigt werden. Man denke nur an den Fall Richard Wagner, der Musikgenie und Barrikadenkämpfer der Revolution von 1848 ebenso war wie fürchterlicher Antisemit. Nirgendwo schließlich stoßen Wirklichkeit und künstlerische Vision so erschreckend zusammen wie dort, wo vollkommen unverdächtige Kunst dazu herhalten muss, den Mächtigen als Dekoration zu dienen.

Ein schlimmes Bild von Ohnmacht und Schändung der Kunst haftet im Gedächtnis: Wilhelm Furtwängler, der sich als »unpolitischer« Künstler verstand und glaubte, wenn er dirigiere, sei die Musik gleichsam in ihrer Integrität gerettet, musste während des Krieges in Berlin vor

den obersten Nazigrößen Beethovens neunte Symphonie dirigieren. Der Chor singt im Fortissimo »Alle Menschen werden Brüder«, und Goebbels, Göring und Co. hören zu. So zeigt es die Nazi-Wochenschau. Zu gleicher Zeit sind die Todesmühlen der Lager in vollem Gange, was die lauschenden Täter nur zu gut wissen. Der Zynismus der Szene wird noch dadurch gesteigert, dass Goebbels zum Podium geht und mit ausgestreckter Hand Furtwängler nötigt, sich für den Gratulationshandschlag zu ihm hinunterzubeugen. Kunst kann die hehrsten Ziele verfolgen und doch jederzeit politisch missbraucht werden. Stalin liebte Mozart, drangsalierte Schostakowitsch, indem er den Komponisten mal verdammt, dann wieder lockte. Gerade die Ostblock-Diktaturen pflegten die schönen Künste, förderten ihre Vertreter und schmückten sich gerne mit nationalen Geistesgrößen und vielfach mit Orden ausgezeichneten »verdienten Künstlern des Volkes«.

Neben der großen, künstlerischen, gar prophetischen Vision gibt es aber auch unsere guten Vorsätze und Lebenspläne, von denen schon Bert Brecht sagte: »gehen tun sie beide nicht«. Trotzdem versucht man immer wieder, das eigene Leben neu zu entwerfen, sich eine andere, bessere Existenz zu erträumen und sich aus dem eigenen Jammertal wegzustehlen. Von Wirklichkeitsflucht ist dann die Rede, gar von Realitätsverweigerung bis hin zur Lebensuntüchtigkeit. Solche schlaue Analyse ändert nichts daran, dass exotische Sekten und esoterische Clubs großen Zulauf haben, dass man sich bei indischen Gurus und japanischen Zen-Meistern Rat holt oder zu ihren Jüngern wird. Andere wollen das, was sie als echtes Leben verstehen, direkt spüren, sie erklettern einen Achttausender nach dem anderen, durchwandern die Antarktis unter Lebensgefahr oder rudern einsam über den Atlantik. Andere stürzen sich

beim Bungee-Springen in die Tiefe oder üben nach dem Absprung von Felssteilwänden den freien Fall, der erst in letzter Minute mittels Fallschirm abgefangen wird.

Solche Lust am Einsatz des eigenen Lebens als Ich-Erfahrung hat durchaus etwas von Wahnsinn, an den auch die Hochgeschwindigkeits-Sportarten heranreichen. All diese Versuche, sich im Augenblick höchster Gefahr endlich zu spüren und sich seiner lebendigen Einzigartigkeit bewusst zu werden, erinnern von ferne an jenen Augenblick, von dem Goethes Faust sagt, er möge doch verweilen, weil er so schön sei.

Zum Schluss eine kleine Zen-Geschichte: Ein weit berühmter Meister zog sich tief ins Gebirge zurück und lebte dort fern der Welt. Ein Student wollte unbedingt zu diesem Meister, er überwand alle Schwierigkeiten und Mühsale und fand ihn schließlich. Nun bat er, der Meister möge ihn als Schüler annehmen. Nach einer Weile ließ ihn der skeptische Meister zu. Der Student beobachtete nun begierig den Lehrer bei seinem Tun und Lassen in der Hoffnung, etwas zu lernen, um Erleuchtung schneller zu bekommen. Jeden Morgen sah der Junge den Alten Wasser holen, Holz hacken und Feuer machen. Ansonsten meditierte er. Der Student versuchte sich zu sammeln und meditierte auch, ohne Ruhe zu finden. So verging Monat um Monat. Der Junge wurde ungeduldig. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten und fragte: »Meister, was werdet Ihr tun, wenn Ihr die Erleuchtung erlangt?« Der Meister lächelte freundlich und sagte: »Wasser holen, Holz hacken, Feuer machen!«



Harald Eggebrecht ist freier Autor vor allem für die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG. Zur Zeit arbeitet er an einem Buch über große Cellisten.
harald.eggebrecht@sueddeutsche.de